

Josef Kopperschmidt · Helmut Schanze
(Hrsg.)

Fest und Festrhetorik

Zu Theorie, Geschichte und
Praxis der Epideiktik

Wilhelm Fink Verlag

Antirhetorik, Propaganda, Streit, Spiel und Ironie

Zur Formengeschichte der Lobrede

Stefan Matuschek

Die Gattung Lobrede zwingt zur Einseitigkeit. Deshalb ist sie der Paradefall für den Konflikt zwischen Rhetorik und Wahrhaftigkeit, Paradefall damit für den Streit um Glanz und Elend der Redekunst. Der Glanz schöner Worte und das Elend von Schmeichelei und Lüge können nirgendwo so eindrucksvoll erscheinen wie in der Lobrede. Archetypisch zeigt dies der Gegensatz zwischen den Sophisten und Sokrates: Lob ist das Schaustück, an dem die einen die Macht und der andere die Falschheit der Redekunst erweisen. Doch nicht nur der Streit um die Rhetorik überhaupt, sondern auch die Geschichte der Rhetorik selbst, der historische Wertewandel innerhalb der rhetorischen Theorie wechselt bei der Lobrede in extremes Für und Wider. Das hat eine politische Dimension. Denn nach der Aristotelischen Trias ist die epideiktische Gattung ja die Form fragloser Rede. Im Gegensatz zur Gerichts- und Beratungsrede geht es in ihr nicht um Strittiges, sondern um feststehende Urteile und Ansprüche, die - anstatt zu diskutieren - nur vorzuführen sind. Als politische Dimension entspricht dem der Unterschied von Meinungsstreit und Herrschaftsrepräsentation. So wird die Form der öffentlichen Rede zum Indikator staatlicher Verhältnisse.

Wo die Lobrede dominiert, herrschen unbefragte, nicht in Frage zu stellende Urteile und Ansprüche. Analog wird die Geschichte der Rhetorik zur politischen Geschichte. Je nach republikanischen oder monarchisch absolutistischen Machtverhältnissen schwankt die Geltung der Lobrede in der rhetorischen Theorie zwischen Geringschätzung und höchstem Ansehen. Der Gegensatz zwischen antiker Republik und Kaiserzeit gibt dafür das Muster. In seiner grundsätzlichen Verknüpfung von Lobrede und absolutistischer Politik bleibt es bis heute gültig. Der 1994 im Dudenverlag erschienene *Ratgeber für wirkungsvolles und modernes Reden* mahnt in seinem Kapitel zu "Sprache und Politik im 20. Jahrhundert" vor dem "epideiktischen Grundzug der politischen Rede in der Öffentlichkeit". Damit ist dessen Tendenz zur "permanenten Wahlwerbung" gemeint, worin der Rhetorik-Duden eine gattungsstrategische Verdrängungsabsicht sieht: "Die Lobrede, die in der antiken Demokratie eine eher

untergeordnete Rolle spielte und unter monarchischen Bedingungen erst ihre Blüte erlebte, soll offenbar die Argumentation in den Hintergrund drängen."¹

Wie die Gattung Lobrede heute politisch konnotiert ist, läßt sich indirekt an der hohen Konjunktur des Wortes 'Streitkultur' ablesen. Der deutlichste germanistische Beitrag dazu war die Lessing-Tagung 1991, die unter dem Titel "Streitkultur" den Kritiker, den Polemiker, den in argumentativer Schärfe auf produktiven Widerspruch setzenden Lessing als Vorbild für die eigene öffentliche Rede würdigte.² Den Abendvortrag hielt Walter Jens. Es ist ein repräsentatives Zeugnis des zeitgenössischen politisch-rhetorischen Bewußtseins, daß Jens bei dieser Gelegenheit den Streit als Prinzip freiheitlicher Humanität stark machte. Nach dem Wertmaßstab der Streitkultur kann die Lobrede in ihrer Einseitigkeit nur eine ungenügende Gattung sein. Wie Lessing selbst Lob als falschen Schein abtut, ist aus seinem Sinngedicht "an den Leser" bekannt:

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? - Nein.
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger gelesen sein.³

Wer sich also an Lessing hält, um einen Maßstab für die aktuelle öffentliche Rede zu finden, der tut sich mit der Gattung Lobrede schwer. Sie scheint in ihrer Intention genau das zu fliehen, wozu sich engagierte Wissenschaft und Lehre der Rhetorik heute bekennen: **Konflikt und Streit**.

Nun ist der Vortrag, den Walter Jens auf der Streitkultur-Tagung hielt, allerdings auch eine Lobrede. Sie lobt Person und Sache, Gotthold Ephraim Lessing und den Streit als Prinzip der Humanität. In der Spannung von gattungsgesetzlicher Einseitigkeit und grundsätzlichem Bekenntnis zum Konflikt liegt die Qualität dieser Rede. Vermittelt werden die Gegensätze dadurch, daß Jens sein Lessing-Bild aus dem Widerspruch gegen andere Lessing-Würdigungen entwickelt. So wird die Lobrede ausdrücklich kontrovers, findet und verfolgt sie ihre Intention antagonistisch. Für diese streitbare Form der Lobrede wählt Jens eine neue Gattungsbezeichnung, die programmatisch aus dem Bereich der Epideixis hinaus auf die Gerichtsrede weist. Das Buch, in dem Jens seine Freiburger Lessing-Rede veröffentlicht hat, trägt den Titel

¹ *Duden. Reden gut und richtig halten! Ratgeber für wirkungsvolles und modernes Reden*, (hg. und bearb. von der Dudenredaktion in Zusammenarbeit mit S.A. Huth/F. Hatje), Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich 1994. Alle Zitate S. 62.

² Vgl. *Streitkultur: Strategien des Überzeugens im Werk Lessings*. Referate der Internationalen Lessing-Tagung [...] vom 22. bis 24. Mai 1991 in Freiburg im Breisgau, (hg. von W. Mauser/G. Saße), Tübingen 1993, dort bes. (S. 3-14) den Eröffnungsvortrag von Wolfram Mauser, "Streit und Freiheitsfähigkeit. Lessings Beitrag zur Kultur des produktiven Konflikts".

³ Gotthold Ephraim Lessing, "Die Sinngedichte an den Leser", in: Ders., *Werke*, In Zusammenarbeit mit K. Eibl/H. Göbel/K.S. Guthke/A.v. Schimding/J. Schönert (hg. von H.G. Göpfert), Bd. 1, München 1970, S. 9.

*Einspruch.*⁴ Es versammelt eine Reihe von kontroversen Lobreden, die alle darauf zielen, die Bedeutung ihres Gegenstandes ausdrücklich gegen etablierte Wertvorstellungen zu behaupten. Das Vorwort erklärt den Begriff 'Einspruch' zum Gattungswort dafür.

Überhaupt vermeidet die zeitgenössische Lobrede ihren Gattungsnamen. Wo sie nicht wie bei Walter Jens ins strittige Genus wechselt, wechselt sie ins Gelehrte. Wenn heute bei offiziellen Anlässen öffentlich gelobt wird, heißt der Vortrag nicht Lobrede, sondern Laudatio. Das ist ein wichtiger Unterschied. Denn der lateinische Terminus wirkt als Entlastung. Er entrückt den für modernes kritisches Bewußtsein unangenehmen Gattungszwang ins abendländische Traditionswissen. Damit ist eine gelehrte Konvention markiert, an der jeder mit sittlicher Freude am Zeremoniellen teilnehmen kann, ohne aus innerer Überzeugung für jede Einzelheit eintreten zu müssen. So distanziert das lateinische Wort, was im deutschen aufdringlich klingt. Lobrede ist muttersprachlich ernst, Laudatio dagegen eine gelehrte Spielregel. Zeitgenössische Lobredner formulieren entsprechend sehr häufig ausdrücklich ein Rollenbewußtsein, und zwar als Konflikt, was sie der Gattung und was sie der eigenen Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit schulden. Kaum eine Laudatio heute, die nicht in ihrem Vortrag selbst das Problem erörterte, wie sie mit individuell aufrichtigem Gewissen das erfüllen kann, was man gattungsgesetzlich von ihr erwartet. Gewandte Redner bemühen sich dabei um Originalität, um einen individuellen Triumph über die Gattungskonvention. Zum Beleg braucht man nur in die Jahrbücher der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung zu schauen, in denen die Laudationes auf ihre verschiedenen Preisträger gesammelt sind.

Eine kleine Auswahl: Wenn Odo Marquard Hans Blumenberg für den Sigmund-Freud-Preis lobt, gibt er einen "Steckbrief" für den Kandidaten aus, mit dem die ehrende Akademie sich selbst ehrt.⁵ Wenn Odo Marquard seinerseits von Wolf Lepenies für den Sigmund-Freud-Preis gelobt wird, ironisiert der Laudator sein Amt am Ende durch einen raffiniert zwischen Ernst und Unernst schwankenden Tadel.⁶ Wenn Helmut Heißenbüttel Heinrich Vormweg für den Johann-Heinrich-Merck-Preis lobt, beginnt er mit einer Problemstudie über das Adjektiv 'integer', das vom Hörensagen dem Preisträger anhängt.⁷ Wenn Hans Wollschläger Michael Walter für den Johann-Heinrich-Voss-Preis lobt, verliert er sich aus Vorsorge vor dem Verdacht, daß Lob

⁴ Walter Jens, *Einspruch. Reden gegen Vorurteile*, München 1992. Die Rede "Gotthold E. Lessing. Streit und Humanität", S. 35-55.

⁵ Vgl. Odo Marquard, "Laudatio auf Hans Blumenberg", in: *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Jahrbuch* (1980), S. 53-56.

⁶ Vgl. Wolf Lepenies, "Laudatio auf Odo Marquard", in: *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Jahrbuch* (1984), S. 118-121.

⁷ Vgl. Helmut Heißenbüttel, "Integer und vorbildlich. Laudatio auf Heinrich Vormweg", in: *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Jahrbuch* (1986), S. 169-171.

Eigenlob impliziere, digressiv in die Schwierigkeiten des Übersetzens; formal wohlbedacht, weil Walter für seine *Tristram-Shandy*-Übersetzung ausgezeichnet wird.⁸ Wenn schließlich Marcel Reich-Ranicki Wolf Biermann für den Georg-Büchner-Preis lobt, sieht er ihn zunächst in der Lücke feuilletonistischer Zuständigkeiten, um dann - als marktgängigster aller Kritiker - das Lob aus der Querlage zur Marktgängigkeit zu schlagen.⁹

Gemeinsam ist diesen Beispielen der Zwang zum Konventionsbruch. Ob Marquard und Wollschläger öffentliche Preisungen als Eitelkeit der Preisenden bloßstellen, ob Lepenies das Laudator-Amt ironisiert, ob Heißenbüttel freundliche Nachrede skeptisch zerlegt oder Reich-Ranicki gegen den Feuilleton-Markt spricht: immer hat man es hier mit Lobrednern zu tun, die ihre Aufgabe als eine individuelle Wahrhaftigkeitsanstrengung gegen hergebrachte Norm vorführen. Darin liegt schon selbst eine neue Konvention. Man kann dies als Authentizitätsverlangen in einem der Oberflächlichkeit und Schmeichelei verdächtigen Genus ansehen oder als geradezu reflexartig unvermeidliche Gegenreaktion: der Zwang zur Einseitigkeit provoziert als Antwort den Zwang zum Konventionsbruch. So holt die individuelle Realisierung nach, was das Gattungsgesetz zunächst verwehrt: den Streit und damit den Anspruch, daß nicht fraglos zelebriert, sondern überlegt argumentiert werde.

Die Qualität solch streitbarer Lobreden wird deutlicher, wenn man sie anderen Formen gegenüberstellt. Um vergleichen zu können, soll der Rahmen akademisch-literarischer Öffentlichkeit gewahrt bleiben: deshalb von der Darmstädter Akademie ein Rückblick auf die Preußische Akademie der Künste und auf den Schriftstellerkongreß der Deutschen Demokratischen Republik. Bemerkenswerte Zeugnisse dafür sind Thomas Manns Rede "Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters", die er 1932 vor der Preußischen Akademie der Künste hielt, und Johannes R. Bechers Eröffnungsrede zum Vierten Deutschen Schriftstellerkongreß 1956 "Von der Größe unserer Literatur".

Daß Thomas Mann, wie Walter Jens sagt, "ein Meister der laudatio" und zugleich "ein Kenner der Aischrologie" ist¹⁰, belegt seine Goethe-Rede aufs beste. Denn sie hält sich zunächst an abschätzig Charakterisierungen Goethes, gibt ihnen in der Sache recht, polt ihrerseits jedoch den Wertmaßstab um, so daß die zitierte Schmäh- zur Ruhmrede wird. Es geht dabei darum, den romantischen Tadel am unpoetischen Goethe in das Lob des Patrizisch-Bürgerlichen und die sozialistische Verurteilung der bürgerlichen Kultur in die Hoffnung auf deren progressive Erneuerung umzukehren. Statt des "schwungvollsten Panegyrikus", aus dem zumeist eh nicht viel zu lernen sei,

⁸ Vgl. Hans Wollschläger, "»Seit ein Gespräch wir sind ...«. Digressionen von einer Laudatio auf Michael Walter", in: *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Jahrbuch* (1989), S. 108-114.

⁹ Vgl. Marcel Reich-Ranicki, "Der leidende Liedermacher. Laudatio auf Wolf Biermann", in: *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Jahrbuch* (1991), S. 137-143.

¹⁰ Walter Jens, "Thomas Mann und die Rhetorik", in: *Süddeutsche Zeitung* 7/8. August 1965.

beansprucht Thomas Mann damit, sich der Kühle, der Genauigkeit und Hellsichtigkeit negativer Kritik für sein Goethe-Bild zu bedienen.¹¹ Auch er also entfaltet sein Lob kontrovers, inszeniert es gegen das Klischee panegyrischen Prunks als individuelle Wahrhaftigkeitsanstrengung. Und dennoch weist er damit nicht auf die Konjunktur der 'Streitkultur' voraus. Denn er ruft die Gegenpositionen nur auf, um sie zu absorbieren, d.h. ihnen jedes Konfliktpotential zu nehmen. So schafft er den Eindruck, daß der historische Streit um Goethe im eigenen Goethe-Bild zur Ruhe komme. Das ist eine Kunst des aneignenden Lobs. In ihr können tatsächlich Aischrologie und Laudatio zusammenfinden. Aneignung aber ist sie im doppelten Sinne: nicht nur als Vereinnahmung der Kritiker, sondern auch als Lob zum Eigenlob. Denn wer hier den patrizisch-bürgerlichen Goethe preist, weiß sich selbst mit dieser "Atmosphäre wohlbekannt", weiß selbst am Lob des anderen "teilzuhaben"¹². So übt Thomas Mann die Laudatio als konflikterhabene Meisterschaft bürgerlicher Selbstrepräsentation.

Johannes R. Bechers Ansprache "Von der Größe unserer Literatur" ist eine Prunkrede sozialistischer Erbe-Ideologie. Gestimmt ist sie auf den laudativen Dreiklang des "ruhmreichen deutschen Kulturerbes", der "Großen Sozialistischen Oktoberrevolution" und der "wahren Helden" aus Arbeiterklasse und Partei.¹³ Ihr Konfliktbewußtsein folgt eng dem Marxismus-Leninismus, so daß es wahrheitstheoretisch hier prinzipiell nur die eine richtige Parteilinie und deren historisch rückständige oder böswillige Mißachtung gibt. Der Gattungszwang zur Einseitigkeit ist deshalb kein Problem, sondern im Gegenteil der authentische Ausdruck doktrinärer Gewißheit: "Wir können uns die Wahrheit leisten, weil wir in deren Besitz sind"¹⁴. Was ihr nicht entspricht, wird als "Fälschung", "Mißdeutung" und "Mißbrauch" verklagt.¹⁵ Polemik gegen Dissidenten ("Snobs", "Saturierte", "Sensationslüsterne", "Mucker und Zimperliche"¹⁶) dient als Rückstoß für die eigene Glorifizierung. Deren Stil wird zur martialischen Fuchtel: "Das war eine Pionierliteratur, eine Literatur der aufgekrempeelten Hemdsärmel, eine Literatur großartiger, vernichtender Attacken gegen die herrschende Klasse, eine Literatur, Dickichte von Aberglauben, Urwaldhaftes rodend und das [sic] Dschungel der kapitalistischen Anarchie lichtend mit dem literarischen Buschmesser."¹⁷ Die agitatorische Verwendbarkeit der Lobrede steht schließlich triumphal

¹¹ Vgl. Thomas Mann, "Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters", in: Ders., *Essays. Bd. 3: Ein Appell an die Vernunft, 1926-1933*, (hg. von H. Kurzke/S. Stachorski), Frankfurt/M. 1994, S. 307-342, bes. S. 317 und 320f. (künftig kurz: Mann).

¹² Vgl. Mann, S. 307.

¹³ Vgl. Johannes R. Becher, "Von der Größe unserer Literatur", in: Ders., *Gesammelte Werke. Bd. 18*, Berlin-Weimar 1981, S. 499-534, bes. S. 499f. und 516 (künftig kurz: Becher).

¹⁴ Becher, S. 526.

¹⁵ Becher, S. 499f.

¹⁶ Becher, S. 501.

¹⁷ Becher, S. 501.

selbstbewußt da, wenn sie sich zur Pflichtgattung der sozialistischen Literatur überhaupt ausruft: "Diese neue große deutsche Literatur wird ein vielstimmiger, auf allen Arten poetischer Instrumente ertönender Lobgesang sein auf die Schönheit [...]. Auf die Schönheit des neuen Menschen"¹⁸.

Die politische Dimension der Lobrede ist in diesen Beispielen offensichtlich, und zwar nicht nur durch die geäußerten Meinungen, sondern auch durch das rhetorisch Formale. In der Struktur, nach der sich die Gattung jeweils realisiert, liegt grundsätzlich das Bekenntnis des Redners. Bei Thomas Mann ist es die Orientierung am großen Vorbild, das als Identifikationsangebot den eigenen aktuellen Konflikt bewältigen soll. Die Goethe-Rede fällt in die Zeit, da Thomas Mann zwischen bürgerlichen und sozialistischen Zukunftsentwürfen schwankt. Das alle Kritik absorbierende und zugleich aneignende Lob wirkt dabei strategisch darauf hin, den Parteienstreit durch integrative Größe zu überwinden: Dichterlob als persönlicher Überbietungsversuch parteipolitischen Konflikts. Bei Johannes R. Becher ist es umgekehrt die Unterwerfung unter die Partei. Die "Größe unserer Literatur" fügt sich hier als Agitationswert politischer Polarisierung. Die Laudationes der Darmstädter Akademie und Walter Jens *Einsprüche* dagegen entfalten das Lob selbst als parteilichen Konflikt, so daß sich über alle einzelnen Wertschätzungen das Bewußtsein der Strittigkeit als höherer Wert erhebt.

Doch sind diese rhetorischen Formen des Lobs nicht abstrakt als bloße Strukturen interessant. Es kommt zugleich auf die historischen Bezüge an, die durch sie kenntlich werden. Dabei zeichnet sich eine historische Morphologie ab, die durch ihren Wandel hindurch Verwandtschaften stiftet - gewollte und ungewollte.

Thomas Manns Goethe-Rede wiederholt und erneuert den Gestus der Antirhetorik, mit dem seit der Mitte des 18. Jahrhunderts sich deutsches literarisches Selbstbewußtsein gegen Frankreich formiert hat. Die ausdrückliche Geringschätzung rhetorischer Gattungsnormen, statt dessen der Authentizitätsanspruch durch persönlich wahrhaftigen Bezug zur Sache, schließlich die - ihrerseits zum Topos gewordene - Ablehnung aller Lobestopi durch die Behauptung, daß die Selbstevidenz wahrer Größe jede eloquente Bemühung um sie erübrige: genau dies verbindet Thomas Manns Rede mit der Antirhetorik des deutschen 18. Jahrhunderts. Zum Vergleich kann man am besten Herders *Denkmahl Johann Winckelmann* von 1777 heranziehen, weil dort auf den ersten Seiten prägnant mit dem Lob dieser Leitfigur für kulturelles Nationalbewußtsein auch die angemessene Methode 'deutschen' Lobs erörtert wird. Herder beginnt mit einer Polemik gegen die "gewöhnlichen Lieux communs französischer Lobschriften"¹⁹, die er zu einem Spottbild lächerlichen Poms ausmalt. Dabei

¹⁸ Becher, S. 533.

¹⁹ Johann Gottfried Herder, "Denkmahl Johann Winckelmann", in: *Herders Sämtliche Werke*, 8. Bd., (hg. von B. Suphan), Berlin 1892 (ND Hildesheim-Zürich-New York 1994), S. 437-483, hier S. 441 (künftig kurz: Herder).

läßt er wirkungsvoll "Lob" mit "Lüge" alliterieren²⁰ und spricht so geringschätzig von "solchem Eloge" wie Thomas Mann von "dem schwungvollsten Panegyrikus".²¹ Im Gegensatz dazu kündigt er seine eigene Lobschrift als "stille That" und "demüthiges Opfer" an²², schließt von hier aus auf Winckelmanns "unscheinbare" Herkunft, der die wahren Werte des "inneren Reichthums" und "gesunden Menschenverstands" zuerkannt werden - und zwar in so ausdrücklicher Opposition gegen alles Rhetorische ("blähende Fakultäten- und Magisterkünste", "unsinniges Kathedergewäsch"), daß der Wahrhaftigkeitsanspruch von Winckelmanns Leben auf Herders eigenen Text übergeht.²³ Bei Thomas Mann ist es ganz ähnlich die biographische Intimität, deren persönliches Nachempfinden die Wahrhaftigkeit des Lobredners verbürgen soll: Er inszeniert sich in "Demut und Selbstbejahung" sympathetisch als Bürgersohn zu Besuch im Frankfurter Goethe-Haus, um die eigene Rede durch "Erlebnis" und "Empfindung" zu legitimieren.²⁴ Schließlich der Topos von der Selbstevidenz wahrer Größe: "Die Schriften eines Gelehrten müssen sich selbst Lob seyn"²⁵, lautet er schlicht bei Herder. "Nicht indem es sich nur festlich mit ihnen brüstet, erweist das Bürgertum sich seiner großen Söhne wert"²⁶, klingt es kritischer (wengleich durch das 'nur' raffiniert gemildert) bei Thomas Mann, doch zeigt sich dahinter derselbe Topos, wenn im Gegenzug gleich darauf ein Zitat des "größten Sohnes" für sich selbst sprechen soll. Mit der Geste der Antirhetorik erneuert sich bei Thomas Mann zugleich das antifranzösische Programm. Denn auch hier ist das Rhetorische nationaltypisch konnotiert, und zwar subtil zurückhaltend und doch lexikalisch präzise dadurch, daß in Manns Text der geächtete "schwungvollste Panegyrikus" mit dem "humanistisch-revolutionären Schwung" des "französisch literarischen Geistes"²⁷ korrespondiert. Das hängt grundsätzlich mit Manns Streitstellung deutscher Bildung gegen französische Zivilisation zusammen. So bedient sich sein Goethe-Lob der deutschen Muster antifranzösischer literarischer Nationalisierung.

Bechers Rede gehört zur marxistisch-leninistischen Propaganda, und zwar in den Zustand, da die einstige Agitation der Arbeiterbewegung in die Repräsentation des sozialistischen Staates umgeschlagen ist. Daraus ergibt sich ihre Eigenschaft, daß sie im Tonfall kämpferischer Progressivität doch nur auf die Festigung der offiziell bestehenden Verhältnisse drängt. Politisches Fortschrittsbewußtsein kehrt sich in

²⁰ Vgl. Herder, S. 443.

²¹ Herder, S. 441; Mann, S. 317.

²² Herder, S. 441.

²³ Vgl. Herder, S. 442f.

²⁴ Vgl. Mann, S. 307.

²⁵ Herder, S. 441.

²⁶ Mann, S. 342.

²⁷ Mann, S. 323.

Staatsrhetorik um, die Lob als entmündigte Hingebung inszeniert. Die Erinnerung an "Straßenkämpfer und Saalschlachten"²⁸ wird als Heldengedenken aufgerichtet, um dann den Lobpreis des politischen Status-quo in die staunende Dankbarkeit beschenkter Kinder zu kleiden. Indem Becher die Anfangsformel seiner Nationalhymne einflücht, schafft er dabei eine Mischung aus Staatsamtlichkeit und Naivität: "Denn es war uns auch gegeben, aus Ruinen aufzuerstehen! Beste Träume der Menschheit wurden verwirklicht. Manches, was wir nicht zu träumen wagten, erfüllte sich. Wir waren mit dabei, als es galt, eine neue Menschenordnung zu begründen. Was an Realitäten, an wunderbaren und glückhaften, wurde uns zuteil!"²⁹ Das ist die Weltrevolution aus Kinderweihnachtsaugen gesehen. Der Satz "Wir waren mit dabei" beansprucht zwar, wo gerade zuvor von Goethe die Rede war³⁰, das historisch-literarische Bewußtsein der Valmy-Episode, stimmt sich aber durch alle begleitenden Formulierungen ins Naive hinab. In der Qualität der Lobrede wird damit ein Extrem erreicht: eine Intensität überschwenglicher Maximalformeln, die so berauschen wollen, daß sich das Bewußtsein darunter entmündigt.

Entsprechend der leninistischen Propaganda-Theorie³¹ benennt Becher sein eigenes Redneramt, wenn er auf die Notwendigkeit weist, Künstler und Schriftsteller, zu denen er ja hier spricht, "ideologisch zu festigen"³². Das dogmatisch Konservative, das prinzipiell darin liegt, tritt in Bechers Rhetorik indes in restaurativer Feierlichkeit hervor. Denn seine Rede "Von der Größe unserer Literatur" kulminiert in nationalphilologischer Weiheformel und Hurra-Rufen, die an kaiserzeitlichen Nationalstolz erinnern. Das klingt so: "Nicht wenige unserer Werke, die von dem geschichtlichen Ereignis der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution singen und sagen, werden Bestand haben und die Zeiten überdauern."³³ Hier wird die Dignität dichterischer Memoria für die eigene politische Geschichte beansprucht. Wie sehr dabei die Andacht an nationalliterarische Ursprungsgröße herrscht, signalisiert das stabreimend sprichwörtliche "singen und sagen". In den Gründungsjahren der Altgermanistik hat Karl Lachmann in einem Akademievortrag diese Wendung als Hinweis auf die ursprüngliche Einheit von Dichtung und gesungenem Vortrag gewürdigt, dann jedoch philologisch deren Dissoziation verfolgt.³⁴ Wenn Becher diese Zwillingsform restauriert,

²⁸ Vgl. Becher, S. 501.

²⁹ Becher, S. 513.

³⁰ Vgl. Becher, S. 510-512.

³¹ Vgl. dazu den Artikel "Propaganda" von Wolfgang Schieder und Christof Dipper, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 5, (hg. von O. Brunner/W. Conze/R. Koselleck), Stuttgart 1984, S. 69-112, bes. S. 98-100: "'Agitation' und 'Propaganda' in der Tradition des Leninismus".

³² Becher, S. 505.

³³ Becher, S. 500.

³⁴ Vgl. Karl Lachmann, "Über Singen und Sagen", in: Ders., *Kleinere Schriften*. I. Bd., Berlin 1876, S. 461-479.

klingt das zunächst nur wie eine schmucke Formel. Sie weckt aber zielsicher die Vorstellung der Rhapsoden, die als Sänger von Heldenepen im mythischen Ursprung nationale Identität stiften. Genau auf diese Assoziation kommt es an. In ihr erhebt das alte Verlangen nach nationalliterarischer Weihe wieder auf: die Oktoberrevolution als Stoffgeschichte neuer deutscher Heldenepik. Analog endet Bechers Rede in nationalstolzen Vivat-Rufen:

Darum:

Deutsche Schriftsteller!

Dichter der Nation und des Friedens!

Es lebe unsere große deutsche Literatur!

Es lebe die deutsche Nationalliteratur im Zeichen der Größe unserer sozialistischen Literatur!

Es lebe die Größe unserer Literatur!³⁵

Daß Walter Jens die Gattung Festrede verläßt und sein Lob programmatisch in das Konfliktfeld der Gerichtsrede führt, hängt insgesamt mit seinem Gegenzug gegen die Vorstellungen von Rhetorik zusammen, die man hier bei Thomas Mann und bei Johannes R. Becher repräsentiert sehen kann: einerseits die Antirhetorik deutschen literarischen Bewußtseins, andererseits die Identifikation von Rhetorik und Propaganda. Gegen beide engagiert sich Jens' Erneuerung republikanischer als öffentlich streitender Beredsamkeit. Ihr kommt es vor allem auf die Lebendigkeit der Kontroverse an, in der jede Aussage nach Entgegnung verlangt. Auch Jens' eigene "Einsprüche" fordern ausdrücklich den Widerspruch heraus. Es sei ein Einspruch, der "selbstverständlich nach abermaliger Entgegnung verlangt und die Diskussion nicht beenden, sondern, aufs Offene der behandelten Phänomene verweisend, beginnen möchte" - sonst, so verurteilt Jens alle unstrittige Rede - "wäre er langweilig und autoritär".³⁶

Gegen dieses demokratisch engagierte Rhetorik-Verständnis und die zugehörige Bevorzugung der Streitrede (und implizite Geringschätzung der Festrede) macht die neuere historische Forschung geltend, daß die Epideiktik, selbst die Panegyrik nicht bloß eine Geschichte fragloser Herrschaftsrepräsentation sei. Zum Beweis deutet sie humanistisches und barockes Herrscherlob nicht als demonstrative, sondern als normative Gattung, die strategisch genau das lobt, wozu sie die Machthaber öffentlich verpflichten will: Lobrede als Forderung, als Aufrichtung eines Wunschbildes in kritisch korrigierender Absicht.³⁷ Daß diese neue Würdigung der Panegyrik als historische Perspektive richtig ist, leuchtet ebenso ein wie umgekehrt der Hinweis, daß sie

³⁵ Becher, S. 534.

³⁶ Walter Jens, *Einspruch* (vgl. hier Anm. 4), S. 9.

³⁷ Einen Anfang setzt hier Theodor Verwey, "Barockes Herrscherlob", in: *Der Deutschunterricht* 28 (1976), S. 25-45. Er kehrt sich gegen Hans Magnus Enzensbergers Aufsatz "Poesie und Politik" (1962), der Herrscherlob und Poesie für prinzipiell unvereinbar erklärt (in: Ders., *Einzelheiten II*, Frankfurt/M. 1984, S. 113-137). Zur weiteren Forschungsdiskussion vgl. die Artikel "Herrscherlob" von Björn Hamsch und "Höfische Rhetorik" von Friedmann Harzer und Georg Braungart im *Historischen Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 3, (hg. von G. Ueding), Tübingen 1996, Sp. 1377-1392 und Sp. 1454-1476.

für das aktuelle rhetorische Bewußtsein keine Orientierung sein kann. Walter Jens' Insistieren auf dem höheren Wert der Streitrede so wie auch Hans Magnus Enzensbergers Anprangerung allen literarischen Herrscherlobs, woran sich die germanistische Bemühung um historische Gerechtigkeit dieser Gattung gegenüber einst entzündete, behalten also, auch wenn sie historisch ungerecht sind, als aktuelles Engagement ihre Gültigkeit.

Wie aber, gerade im Blick auf Humanismus und Barock, historische und aktuelle Perspektive zu verbinden sind, zeigen die Laudationes der Darmstädter Akademie. Was sie auszeichnet, ist die Gleichzeitigkeit von Vollzug und Reflexion der Gattung. Sie gehorchen deren Zwang zur Einseitigkeit und machen ihn doch zugleich kritisch bewußt. Das ist ein souveränes Gattungsbewußtsein. Es schafft die Möglichkeit, daß ritualisierte Formen öffentlichen Lobs bestehen können, ohne den Gefahren der Schmeichelei und Propaganda zu erliegen. Auf die rhetorische Kategorie der 'Angemessenheit' zurückgedacht, ergibt sich hier der Fall, daß gerade der punktuelle Normverstoß zur neuen Bedingung angemessenen Redens wird. Wo prüfende Kritik und das Bewußtsein der Strittigkeit als Grundwerte gelten, darf der Zwang zur Einseitigkeit nicht stillschweigend befolgt, sondern muß als Problem ausgestellt werden. Unter diesen Bedingungen überlebt die Gattung Lobrede durch ihre paradoxe Erfüllung. Um noch Gültigkeit zu beanspruchen, nimmt sie ihre kritische Anfechtung in sich auf. So ermöglicht der Konventionsbruch, daß überhaupt eine Konvention 'angemessen' fortbesteht. Dies eröffnet die Chance, die ehrerbietige Hinwendung zu einer Person oder Sache als öffentliche Feier zu genießen, ohne sie als Zwang erleiden zu müssen. Es ist zugleich die Kunst, das gesellschaftlich Rituelle als Spielregel zu nehmen. Darin stechen die Darmstädter Laudationes prinzipiell von Thomas Manns wie von Johannes R. Bechers Rede ab. In diesen beiden ist das Lob zwar auch durch die Redesituation intentional vorausgesetzt. Doch wird es von beiden als Gattungszwang geleugnet und statt dessen als unbestreitbarer Anspruch des Inhalts behauptet. Aber genau dadurch entsteht der noch schlimmere Zwang: Wenn er als rhetorische Konvention geleugnet wird, dann nur, um als unabweisbare Lobwürdigkeit der Person oder Sache wiederzukehren.

Gegenüber solchem als Sachzwang gesetzten Lob wirkt rhetorisches Gattungsbewußtsein befreiend, um so befreiender, je deutlicher statt der Geste selbstredender Ernsthaftigkeit ein Spielregelbewußtsein gesellschaftlicher Redesituation besteht. Zur historischen Erinnerung kann man hier den Bogen von der Darmstädter Akademie zur Akademiebewegung der italienischen Renaissance schlagen. Deren zwar nationalsprachlich-didaktisch reduzierte, doch in Grundzügen immer noch verwandte deutsche Version geben Harsdörffers *Gesprächspiele*. In ihnen verbindet sich die Kritik panegyrischer Schmeichelei³⁸ mit der spielerischen Hingabe an die Gattung

³⁸ Vgl. Georg Philipp Harsdörffer, *Frauenzimmer Gesprächspiele* I-VIII, Nürnberg 1644-1649 (ND, hg. von I. Bötcher, Tübingen 1968f.), hier I, S. 171.

Lobrede, die dort am lebhaftesten wird, wo im "Lob des Unbelobten"³⁹ die panegyrische Phantasie sich am offenkundig Unwürdigen erprobt und dabei selbst ironisiert. Solche paradoxen Lobreden gehören von Gorgias Helena-Enkomion an zu den Virtuosenstücken rhetorischer Schulung, entwickeln sich dann auch zur beliebten Form der Satire. Bei Harsdörffer sind sie weder virtuos noch satirisch. Sie erzeugen vielmehr durch ihren spielregelhaften Vollzug eine eigene Balance zwischen kritischer Distanz und vergnüglicher Hingabe. Damit weisen sie prinzipiell auf die Möglichkeit, daß der Wahrhaftigkeitsanspruch gerade nicht im Leugnen, sondern umgekehrt in der ausdrücklichen Darstellung und kritischen Ironisierung rhetorischer Gattungszwänge besteht. Die Erinnerung daran kann zur Anregung dienen, wie heute in feierlicher Lobesöffentlichkeit gesellschaftlich Rituelles und innere Freiheit zu verbinden sind. Nicht die Panegyrik, sondern die Akademiebewegung des Humanismus ist es, an der ein aktuelles engagiertes Rhetorikbewußtsein sich orientieren könnte. Dann vermag vielleicht noch einmal die Akademie zum Spiel- als Übungsfeld glücklich gebildeter Gesellschaft zu werden. Daß sie - wie die humanistische - als literarische Utopie oder als nationalpolitisches Instrument endet, ist diesmal weniger zu befürchten als die modische Oberflächlichkeit, zu der sich die neue Konvention des Konventionsbruchs banalisieren kann. Wenn man dieser Gefahr gewahr bleibt, bieten die spielerisch gattungsreflexiven Laudationes der Darmstädter Akademie heute die beste Perspektive öffentlicher Festrede.

³⁹ Vgl. a.a.O. VIII, S. 403-415.